

zuerst ungeduldig, als das Stück es nicht hielt. Herzl ist uns lieb geworden, weil er sich von der feuilletonistischen Manier, mit Worten wie mit Bällen zu spielen, gereinigt hat und aus einem „Blauderer“ ein wahrhafter, nach dem Wesen trachtender Mensch geworden ist. Wird sein Name genannt, so erinnern wir uns gleich, wie er oft mit guten und strengen Worten von den wahren Dingen des Lebens gesprochen hat, und wir wissen, daß er nicht Einer ist, der nur reden will, sondern Einer, der etwas zu sagen hat. Mit Muth haben wir ihn sich um den Ernst unserer Zeit vehement bemühen gesehen. Tritt er auf, so können wir nicht glauben, daß es bloß zum Spass sein soll, sondern wir bereiten uns, Wahrheiten zu vernehmen. Dies erwarten wir nun immer von ihm, wir geben nicht mehr nach. Wer uns durch sein würdiges Streben wert geworden ist, den wollen wir nicht mehr eitel im Leeren spielen lassen. Es hilft nichts uns zu sagen, daß es jedem Menschen manchmal bekommt, sich gewissermaßen von sich selber auszuruhen. Nein, das dulden wir im Theater nicht. Der Name, den ein Autor hat, wird beim Publicum zur Forderung. Du darfst nicht weniger geben, ruft es aus; wir wissen, du hast mehr; du bist uns alles schuldig, wir verlangen alles, alles; wir finden uns nicht ab! Ein so böser Gläubiger ist das Publicum, und am Ende zeigt sich, daß es, dieses dumme Publicum, wie wir es nennen, doch eigentlich im höchsten Sinne unser bester Freund ist, der mehr von uns verlangt, als wir uns selber zutrauen möchten, und was wir auch oft von ihm leiden, wir sollten ihm dankbar sein. Wir fallen meistens nur durch seine zu große Hochachtung vor uns durch.

Und noch etwas. Man weiß, daß Herzl nicht nur ein Mann der Worte ist: er hat das Glück durch sein Thun einem großen Gedanken dienen zu dürfen; für diesen setzt er sein Leben ein. Er will sein Volk von der Noth befreien und zur Macht führen, dem hat er sich mit einer edlen Leidenschaft gewidmet. Wenn dies schon den bloßen Zuschauer zur Bewunderung nöthigt, die einem reinen Wirken immer gebührt, so wird man verstehen, welchen Enthusiasmus erst die Seinen für ihn haben müssen und daß es sie drängt, ihm öffentlich zu huldigen. Das ist gewiß ihr gutes Recht, nur fragt man doch, ob es gerade in einem deutschen Theater sein muß. Diese Frage ist von vielen neulich mit einer unnöthigen Wuth durch Zischen, Pfeifen und Loben heftig verneint worden.

Die Directoren hören es nicht gern, daß die Autoren bei der Premiere fehlen wollen. Sie pflegen zu sagen: es sei eine ganz andere Stimmung im Haus, wenn der Autor da ist. Das ist schon wahr, nämlich die Stimmung zum Kaufen, zum Scandal, zum Explodieren. Diese mag ja für den Autor sehr schmeichelhaft sein, ich gebe zu, daß sie zu den schönsten Stimulanzien gehört, die ich kenne. Für sein Werk ist sie immer schädlich; es wird um sein Recht gebracht, rein aus sich selbst wirken zu dürfen. Den Directoren sollten aber doch unsere Werke wichtiger sein als wir. Und wir sollten uns doch einmal besinnen, ob das bißchen Citelkeit, sich da vor einer Menge verneigen und nach ein paar hübschen Frauen schielen zu dürfen, nicht mit dem Schicksal unserer Werke zu theuer bezahlt ist. Allein kann einer ja nicht anfangen. Aber vielleicht hat schon mancher bei sich daselbe gedacht. Ich wäre gleich dabei.

Sermann Wahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Thun hat in der abgelaufenen Woche mit verschiedenen Statthaltern und Majoritätsführern über die Lage conferiert. Doch ist es ihm nicht gelungen, ihnen in diesen wenigen Sitzungen seinen ganzen Ideenmangel mitzutheilen. Die Conferenzen werden deswegen nächste Woche fortgesetzt.

„Wenn die Katz' aus dem Haus ist, beginnen die Mäuse zu tanzen.“ Die einigermaßen gedrückte Stimmung, welche sich in letzter Zeit des Ministeriums Gedankenlos bemächtigt hatte, ist gewichen, seitdem der Reichsrath vertagt ist. Mit Hilfe des § 14 hofft das Ministerium nicht nur Oesterreich zu regenerieren, sondern auch seine eigene, unter Null gesunkene Reputation zu heben. Zu letzterem Zweck sollen, wie wir hören, zunächst die folgenden acht Nothverordnungen geplant sein, und zwar: Auf Grund des § 14 wird angeordnet, daß Graf Thun einen Funken Geist besitzt. Eine zweite Nothverordnung verfügt, daß Dr. Raizl ein Mann von Charakter ist. Eine dritte Nothverordnung spricht dem Baron Dipauli das volle Verständnis für seine Reistorgeschäfte zu. Eine vierte Nothverordnung enthebt Herrn v. Wittel seiner bisher ängstlich genau beobachteten Höflichkeit im Verhältnis zum Grafen Thun. Durch eine fünfte Nothverordnung wird dem Baron Raft der „Titel und Charakter“ eines homo sapiens verliehen. Eine sechste Nothverordnung verfügt, daß Dr. von Huber keinem Greißler etwas schuldig ist. Durch eine siebente Nothverordnung wird Herr v. Zendzjewicz zum weißen Raben unter den polnischen Schlachzigen erhoben. Auf Grund des § 14 wird endlich noch durch eine achte Nothverordnung aus dem Grafen Bhlant ein Gelehrter gemacht. Es ist kein Zweifel, daß diese acht Dinge sich nach der Vertagung des Reichsrathes noch mehr wie je zuvor als „dringlich herausgestellt“ haben, dringlicher für das Ministerium als selbst Budget, Ausgleich und Recutencontingent. Dadurch erscheint die Anwendung des § 14 vollständig gerechtfertigt und allen österreichischen Patrioten die tröstliche Aussicht eröffnet, daß binnen kurzer Frist das Ministerium Thun, auch ohne die

von seinen eigensten Anhängern so stürmisch geforderten Personenveränderungen, sich wird sehen lassen können.

Den erquickenden Anblick eines Mannes, der vom vielbegrügten österreichischen Pessimismus frei ist, gewährt der Abgeordnete Dr. Kramar in seiner Abhandlung in der „Revue de Paris“. Dr. Kramar empfiehlt dort zur Heilung des politischen Siechthums Oesterreichs einen „Schnitt ins Fleisch“ und fügt dieser chirurgischen Anweisung die beruhigende Versicherung bei, daß Oesterreich kräftig genug sei, auch diese Operation noch zu vertragen. Dr. Kramar hat sich dadurch auf die volle Höhe österreichischer Staatsmannschaft erhoben. Denn noch alle hervorragenden österreichischen Staatsmänner haben in den letzten fünfzig Jahren an Oesterreich solche „Schnitte ins Fleisch“ vollzogen, und noch jeder von ihnen hat die weltgeschichtliche Bühne stolz in dem Bewußtsein verlassen, daß auch nach seinem Schnitt von dem alten Oesterreich noch genug Fleisch übrig ist, um späteren Staatsmännern als Object fernerer chirurgischer Eingriffe zu dienen. Die Staatsmänner vom Jahre 1859 haben beherzt ins italienische, die vom Jahre 1866 ins deutsche, die vom Jahre 1867 ins ungarische Fleisch geschnitten. Noch immer aber ist so viel, im engeren Sinne österreichisch zu nennendes Fleisch da, daß der neueste Staatsmann Dr. Kramar darauf sein operationslustiges Messer wegt. Wie zählebig doch so ein von Staatsmännern vielgeschundener alter Staat sein kann!

„Seit der Entente von Petersburg — schreibt Dr. Kramar — hat Oesterreich nicht mehr nöthig, den obersten Denker seiner Geschichte in der Wiener deutschen Botschaft zu sehen.“ Gott sei Dank! Denn die Geschichte Oesterreichs werden seit den letzten zwei Jahren, nach Dr. Kramar' Andeutungen zu schließen, von der Wiener russischen Botschaft aus gelenkt, und sie sehen auch ganz darnach aus — Gott sei's geklagt!

Mit dieser sowie mit seiner anderen Bemerkung, daß der Dreibund ein „altes, abgepieltes Luxusclavier“ sei, das in die „Rumpelkammer“ gehöre, hat Dr. Kramar ein sehr verdienstliches Werk geleistet. Er hat einen Tartuffe entlarvt. Als nämlich am 23. November 1897 in den Delegationen der Abgeordnete Dr. Stransky eine Rede hielt, in der ungefähr die jetzt von Dr. Kramar in der „Revue de Paris“ entwickelten Anschauungen über die Petersburger Entente und den Dreibund zum Ausdruck kamen, erhob sich eilends nach ihm ein anderer Junge, um feierlichst zu erklären, daß Dr. Stransky nicht berechtigt gewesen sei, im Namen der Czechen zu sprechen, daß die Czechen im Dreibund nichts Schlechtes mehr sehen, ihren Widerstand gegen ihn aufgegeben haben und sogar constatieren können, „daß die deutsche Regierung sich gegenüber den inneren Verhältnissen Oesterreichs absolut correct verhalte“. Der Junge, der mit diesen Worten den russophilen Dr. Stransky desabouirte, ist kein anderer gewesen als derselbe Dr. Kramar, der sich jetzt selbst in der „Revue de Paris“ die damalige dreibundfreundliche Maske vom Gesicht reißt, unter der seine politische Familienähnlichkeit mit den geistvollen Zügen des großen, von ihm noch vor kurzem so schnöde verleugneten Staatsmannes Stransky endlich in wohlthuender Natürlichkeit zutage tritt.

Jemand ein journalistischer Witzbold hat jüngst die Ente fliegen lassen, daß die Czechen sich an den Zaren mit der Bitte gewendet hätten, er möchte je einen Delegierten einer jeden der österreichischen Nationalitäten zu dem Abrüstungskongress einladen, weil die österreichischen Nationalitätenkämpfe — das ist die stille Pointe der Meldung — schon zu einer Art von Bürgerkrieg ausgeartet seien. Diesen Scherz scheinen die Stadtväter von Prag ernst genommen zu haben, und so sah sich der Abgeordnete Breznovsky veranlaßt, im Prager Stadtverordneten-Collegium die von dem verständnisvollen Bürgermeister Dr. Podlipny zum Antrag emporgehobene Anregung zu geben, daß alle Czechen für den freundschaftlichen Verkehr mit ihren deutschen Mitbürgern mit Revolvern ausgerüstet werden. Wenn das geschieht, dann wird allerdings die von dem witzigen Entenzüchter unterstellte Voraussetzung zur Thatsache, und der Zar wird wirklich gut daran thun, auch einen Delegierten der österreichischen Nationalitäten zur Abrüstungskonferenz einzuladen — vorausgesetzt, daß er revolvernde Bürger auch noch zu den civilisierten Nationen rechnet, an die ausschließlich sein Friedensmanifest gerichtet war.

Das neue galizische Panama ist aus einer, wie sich zeigt, veralteten Einrichtung unseres bürgerlichen Gesetzbuches zu erklären. Dieses läßt nämlich die Verhängung der Curatel wegen unwirtschaftlicher Geldgebarung nur gegenüber solchen Individuen zu, welche ihr eigenes Vermögen zu verschwenden im Begriffe sind. Wenn Herr Szezepanowski, der die sechs Millionen der Galizischen Sparcasse so nett verwirtschaftet hat, eigenes Vermögen besäße, so wäre er sicher wegen seiner notorischen Unwirtschaftlichkeit schon längst vom Gericht unter Curatel gestellt worden. Nur weil er selbst nichts hat, ist er von der Curatel freigestanden und so in die Lage gekommen, durch Benützung des Credit-systems das Geld anderer Leute anzubauen. In der guten alten Zeit, in der das bürgerliche Gesetzbuch verfaßt wurde, konnte eben jeder Mensch nur sein eigenes Geld verthun, und auch der projectenreichste Nichtshaber brauchte nicht unter Curatel gestellt zu werden. Heute, in der Aera des Creditwesens, kann ein geschickter Geldausgeber auch das Vermögen anderer anbringen. Das haben die Verfasser des bürgerlichen Gesetzbuchs offenbar nicht vorausgesehen.

Der Fall des Herrn Szezepanowski hat übrigens die tiefste Wurzel der vielgerühmten Parlamentsfreundlichkeit des Polenclubs bloßgelegt. Als vor etwa vier Jahren der der Galizischen Sparcasse beigegebene Regierungsvertreter die dort herrschende polnische Wirrschaft dem Statthalter aufdeckte, wurde er abgesetzt, und Herr Szezepanowski beim Wegtragen der Sparcassengelder von Regierungswegen geschützt.